

deutenden Aerzten verblassen und stürzte mich in die seltsamste Erregung, die ein denkender Mensch jemals kennengelernt hat.

Es wurde schon dunkel. Nebel hüllte diesen Berliner Morgen in eine künstliche Nacht. Alle Dinge sahen aus, wie ihre Schatten. Diese nächtliche Mittagsstunde vergrößerte noch meine Traurigkeit. Ich wartete auf Krantz eine Stunde lang in dem bekannten Restaurant, in dem wir uns verabredet hatten. Schließlich telefonierte ich an ihn. Er hatte mich vergessen. Kurze Zeit darauf erschien er leichtfüßig, schüchtern und vollkommen . . . abwesend. Auf eine fürstliche Art abwesend. Der Gedanke kam ihm gar nicht, sich zu entschuldigen. Das Essen ließ ihn gleichgültig, ich glaube beinahe, daß er schon zu Hause gegessen hatte — Gott weiß, wie. Er trank und aß kaum etwas und verfolgte nur sichtlich seine Gedanken und Untersuchungen.

Als er vor mir saß, hatte er mich mit all seinen herrlichen Zähnen angelächelt und mir einen jener gedankenvollen Blicke zugeworfen, die einen nur mit den Augen, aber nicht mit dem Geist erfassen. Er spielte übrigens auf den Nebel an.

„Nun“, sagte er, „die Welt wird von so viel Finsternis eingehüllt, daß keine menschliche Lampe sie durchdringen könnte, und alle Klarheit erleuchtet nur sich selbst.“

Ich konnte nur einfältig lächeln zu diesem, wie es schien, prophetischen Ausspruch, der vielleicht ein schillernder Reflex jener tiefen Versunkenheit war, in der Krantz sich befand. Aber dieses Wort gab den Anstoß zu einer Fülle nachdenklicher Betrachtungen, philosophischer Ergüsse, in die er mich lebhaft hineinzog — über den Sinn des Lebens, über die letzte Wahrheit —, daß ich schließlich verwundert feststellte, wie weit wir von den klinischen Einrichtungen, den neuesten Modellen der Firma Semeur entfernt waren, und mich fragte, durch welche Gesprächswendung ich darauf zurückkommen könnte. Und doch war es ein ganz anderes Problem, das

mich bewegte, eine völlig andere Frage, die ich ihm schließlich stellte.

„Herr Professor“, sagte ich einigermaßen verlegen, „Sie werden entschuldigen, daß ich es erwähne, aber seit einigen Monaten mache ich die schwersten Prüfungen durch, und ich fürchte, es stehen mir noch schlimmere bevor.“

„Sie sind unglücklich?“ fragte Krantz mit der Ruhe des Arztes, der sich erkundigt: Keinen Appetit? Schlechten Schlaf? „Welcher Kummer es auch sei: Nehmen Sie ihn relativ.“

„Ach! Es gibt nichts Banaleres, als meinen Fall“, sagte ich bitter. Es handelt sich um Liebe . . .“ Er blieb kalt, machte nur aus Höflichkeit eine mitleidige Geste. Ich vollendete mit gesenkter Stimme:

„. . . und um den Tod.“

Bei diesem Wort ging sichtlich eine Veränderung in ihm vor. „Ach“, hauchte er erregt: „Um den Tod!“

„Die Frau, die ich liebe — meine Frau, ist sehr krank.“

Er hörte gar nicht zu: „Der Tod! — Mein alter Feind!“

Am Tonfall dieses Ausrufs verstand ich den Irrtum, dem ich fast erlegen war. Ein Wort hatte genügt, um die schweifenden Phantasieträume des Professors Krantz auf mich zu konzentrieren.

„Aufgegeben?“ fragte er mit einem gewissen Interesse.

„Einige Monate vielleicht noch, dann . . .“

„Wieviele Monate?“ sagte Krantz, und es schimmerte irgend etwas in seinen Augen, ganz tief in den Höhlen.

„Die noch vor Ablauf eines Jahres sterben werden“, begann er, „die allerdings können nicht mehr . . .“

Er sprach nicht weiter. Ich fühle mich außerstande, zu beschreiben, was in meinem Bewußtsein vorging, welche Erschütterung, welche riesenhafte und undeutliche Hoffnung, welche maßlose Wißbegier meinen Schmerz übertönte. Die paar Worte, die ihm entschlüpft waren, und alles, was man mir von seinem Wissen erzählt hatte, ließen mich ein großes Geheimnis ahnen.